

## Durch Madonie und Nebroden zum Ätna

von Alban Nikolai Herbst

Von Palermo aus bin ich auf den Piano Battaglia gefahren, der höchstgelegenen Ebene in dem schroffsteilen Madonie-Gebirge. Wie so oft auf Sizilien hatte ich Glück: Nachdem ich den Zug in Campofelice verlassen hatte, las mich an der noch aufgeheizten und von Agaven und Feigenkakteen gesäumten Landstraße ein junger Mann auf. Er heiße Peppino, so stellt er sich vor, und sei bei der Verwaltung des Naturparks beschtigt. Während der kaum 25 km Fahrt hinauf haben wir dann nahezu sämtliche Vegetationsformen passiert, die sich bis zur Baumgrenze finden lassen. „Warst du schon mal hier?“ „Vor ein paar Jahren, ja.“ „Du brauchst eine Karte.“ Niemand, der Sizilien nicht kennt, erwartet eine solche Landschaft hier.

Als ich, wieder alleine, meinen Rifugio beziehe, steht die Sonne schon tief, und es ist kalt geworden. Hatte ich nicht unten mit dem Gedanken gespielt, schnell noch einmal im Meer zu schwimmen? Jetzt ahnt man bereits den Winter: Mein Quartier wirkt wie eine Mischung aus Schweizerhtte und verwaister Jugendherberge. Zwei bis drei Monate lang liegt Schnee im Zentralgebiet der nordsizilianischen Bergkette. Diese zieht sich, „Appenino Siculo“, als Fortsetzung des italienischen Gebirgszugs von den Monte Peloritani bei Messina bis zu den wuchtigkahlen Kalkkltzen, von denen Palermo eingemuschelt ist. Bei klarem Wetter erlauben die knapp 2000 m Höhe des Pizzo Carbonara, über ganz Sizilien zu blicken. Heute ist es zu diesig dafür. Trotzdem erklettere ich in der raschen Abenddämmerung den Hang des benachbarten Monte Mufara. Man kann im Norden das Meer ahnen, und wolkengleich liegt Nebel über dem Land. Im Osten aber, wenn auch pastellen verschmiert, ist eine blaue Andeutung des Ätnas zu erkennen: In ein paar Tagen will ich selbst auf dem alten Ur-König stehen. Geologisch gehört er allerdings nicht der Bergkette an, sondern mit Sizilien haben ihn erst seine erstarrten Lavaströme verklammert. Die Tage sind im Spätherbst leider kurz. Ich werde deshalb nicht ganz hinüber wandern können, sondern mich immer mal wieder per Bus oder Autostop fortbewegen müssen. Das Klffern ausgewilderter Hunde, Echos hallen nach. Von der Alm Geblke. Aus den Wäldern und Tälern tönen, traumverhangen, Kuhglocken.

Als ich wieder am Rifugio ankomme, ist die Nacht hereingebrochen: unmittelbar fast, sehr schwarz und kalt. Dankbar tauch ich in die Luft des Holzofens, der neben meiner Abendtafel steht. Natürlich läuft das Fernsehgerät: Bisweilen kommentieren der Wirt und mein Koch, die sich abseits davorgesetzt haben, das Geschehen einer lamettaleuchtenden Show, derweil ich *spaghetti amatriciana* gable. Man bringt mir ein Kotelett, ich schlucke an eigenwillig blauen, in Essig gekochten Zwiebeln. In den Bergen wird Rotwein getrunken. Derweil von Zeit zu Zeit

ein Scheit in den Ofen nachgelegt wird, kriecht mich, von meinen Füßen aus, der Schlaf an. Bereits um neun liege ich in einem der engen kleinen, stets zu weichen Bergweltbetten, und die dunklen Geräusche von Wind, Geäst und Blättern perforieren meinen Schlaf.

In klarem sonnigem Morgen ziehe ich los. Am Steinhang haben sich Schäfer einen Unterschlupf gebaut. Mit blauen Kniebundhosen bekleidet, die Schiebermütze tief in den gefurchten Stirnen, tragen sie an den Hinterläufen Lämmchen in ein Gehege. Blökend folgen deren Zippen. Ich grüße, Hunde jagen her, verbellen mich. Dann eine Asphaltstraße, schon links der Schotterweg. Es geht in einen niedrigen moderbödigen Buchenwald. Drüben, am Hang, weicht er trockenem Buschwuchs. Mein Blick spaziert über Nebelformationen, aus denen Landspitzen tauchen. Wie hat Peppino gestern von Ausritten zu Pferd geschwärmt! In der Tat hat erst der Equitourismus der Gegend wieder Sommer-Einkünfte gebracht. Wunderbar sei es, schwärmte mein so hilfsbereiter Fahrer, über die buschigen Hochebenen zu reiten, fast immer das Tyrrhenische Meer in Sicht... - „...durch Düfte und Farben... im Frühjahr vor allem,“ rief er aus, „wenn das alles blüht!“ Mit der Industrialisierung war das Land vollends verarmt, viele Bergbewohner wanderten ab. Wer blieb, hütete Schafe und Rinder. Die eigenen kaum. Sizilien besteht seit der Antike aus Latifundien; noch heute gibt es Tagelöhner. Seit Zuckerstoffe industriell synthetisiert werden, ist selbst die Kultivierung der Manna-Esche auf ein kleines Gebiet zwischen Castelbuono und Pollina zusammengeschrumpft. Die hiesige Produktion gehörte einst zur wichtigsten Europas. Nun bleiben nur die Touristen.

Es ist warm geworden. Plötzlich Sandbruch, steil unten Kräne und Bagger. Ich muß irgendwie nach drüben. Weiß nicht wie. Muß einen enormen Umweg nehmen. Die Hochwiese voll Disteln, Stellinen, kleiner lupinenförmiger Agavengewächse. Ganz weit unter mir durchs Hügel-land die Autobahn. Ich halte mich am Hang. Dann abermals in die Berge hinauf. Ein grüngestrichenes, mit schwerer Kette gesichertes Tor. Ich klettere drumrum. Waldarbeiterstimmen, fern, Der Schottersteig wird bucheckernbesäter Waldweg. Warmer intensiver Pilzduft. Laubfäule. Dann ein anderer Geruch. Nachdrücklich dumpffeucht. Vorsichtig pirsche ich ran. Tatsächlich: Die schwarzen Schweine der Madonie. Einige Tiere wühlen nah in der Erde. Doch sie bemerken mich und schießen raschelnd ins Unterholz davon. Zwei Stunden später stehe ich an dem knapp 1600 m hohen Cozzo Morto. Nach halbem Aufstieg laß ich meinen Rucksack liegen und klettere ganz hinauf in die wilden Felsen hinein. Die Bewölkung reißt für Momente auf und gibt den Blick frei auf den Golf von Palermo. Unfaßbar blau liegt er da, leuchtend, lockend... aber schon ist er wieder von Wolken überzogen. Also zurück. Das Tal, die weiche grüne Ebene, links und rechts erheben sich Gipfel. Dann die Felswand, klippig, hunderte Meter lang, fünfzig bestimmt hoch ... und oben... sind das Adler? Heisere hallende Schreie. Ich

durchquere den Gratwald, dann treten die Bäume zurück: Über Steine, Macchien, Gras mulden sich die Berge zu einer ausgedehnte Senke. Drunten ein Gehöft, sehr einfach, schief das Häuschen mit den blaßorangenen Ziegeln, kreisrund ein leeres Gehege. Holzschuppen. Daneben die karge Hochgebirgswiese mit Rindern und Pferden. Menschenleer alles. Ich verlasse meinen Weg, will drüben auf den Vorgipfel, noch einmal schauen: Ist das Meer zu erkennen? Am Brunnen raste ich. Dann hinauf: Wie flockige tuffige Finger, so schieben sich seeseits unaufhaltsam Wolken hoch, schon fassen sie über den Grat und gießen sich, ein weißes Luftmagma, zäh in die Senke hinein. Es holt mich ein, unaufhaltbar, da steck ich schon in der Suppe. Keine zwanzig Meter sieht man weit. Nur manchmal reißen die Wolken auf, jagen spirrig zu Seiten der Felsen des zerklüfteten Monte dei Cervi. Zerflattern. Unvermittelt wird es kalt. Über mir, kaum kanaldeckelgroß, eine Scheibe Himmelsblau. Erst eine Stunde später lichtet sich der Nebel etwas. Ist es sehr heiß an der Küste steigt die Feuchtigkeit in die Berge. Ich folge dem immer steiler hinabführenden Weg, zweihundert, dreihundert Meter engster Serpentinaen. Dann strahlt plötzlich schräg Sonne unter der Nebeldecke durch. Hab ich eben noch gefroren, fange ich schon zu schwitzen an. Nun geht es ganz hinab: So hoch bin ich gestern mit Peppino gefahren! Einer imaginären Steinschlange gleich, schlängelt sich die Autobahn bis an den Horizont. Blauester Himmel vor und drohend dunkler hinter mir. Der Abhang wird Wiese. Locker-tupfiger Baumbestand. Erste Pflanzungen dann, eine strohgedeckte Kate. Schon der Boden wieder spröde, ausgetrocknet. Disteln. Fenchel. Stechpalmen. Olivenkulturen. Und, zum ersten Mal seit Stunden, Menschen. Ich frage nach dem Weg. Die Landarbeiter geben halb spöttisch, halb mitrauisch Auskunft. Daß jemand freiwillig längere Strecke zu Fuß gehen mag, leuchtet Sizilianern nicht ein. Man campiert gern im Wald, aber fährt mit dem Auto dort hin. Läßt sich ein Weg motorisiert nicht passieren, verzichtet man auf Natur. - Gegen fünf steh ich auf der *ss120 dell'Etna e delle Madonie*, einer der schönsten Landstraßen Italiens. Es dämmert, als ich, mit dem Bus, in Geraci Siculo ankomme. Fette Schwaden hängen am Berg. An dem berühmten steinernen Brunnen füllen eingemummte Leute, Schwätzchen haltend, ihr Trinkwasser in Kanister. Dampf flattert vor den Mündern. Man schweigt für einen Sekundenbruchteil, alle schauen mich an, distanziert, vorsichtig. Also lächeln und grüßen. - Der mittelalterliche Ort, nach „ierex“ (gr.=“Geier“) benannt, drängt sich unter den hohen Madonie auf einem Grat zusammen. Nebelfetzen fegen um den Turm der Burgruine. Dampfartiger Brodem in den Gassen. Erst mit Dunkelheit wird es klar, ja kristallen. Gelb glühen alte Straßenlampen. Ein gebeugter Greis trägt den „scapolare“: einen dicken gewobenen Hirten-Umhang mit Kapuze. In der Bar an der Piazza nehme ich einen Marsala Uova: Likörwein mit Ei. Und kehre heim ins Hotel.

Auf um sechs. Noch ist es dunkel. Kühle und Dunst. Den Brunnen passiert, schon die Landstraße über einen abwärtsführenden Schotterweg verlassen, aus dem Naturpark heraus. Nahe den Orten Parzellenwirtschaft: Tomaten, Gemüse, Wein. Rechts oben zerrt Gewölk an Felszacken. Links, besonnt, kleinagrarisches Leben. Aber die übersüßte Idylle täuscht: Die Böden sind steinig, es ist ein mühsames Leben. Schon wieder Weideland, Großgrundbesitz. Wiese und stachliges Buschwerk. Weit unten ein Reiter, Modellfigur, heisere Kommandos, Hundebellen, ich kraxle tiefer, muß über den Bach, verfranse mich. Der kleine drahtige Reiter ruft. Zeigt das Furtchen. Stolz sitzt er auf seinem Maultier, den Scapolare über der Schulter. Seine blauen Augen, aus normannischen Zeiten in das tiefdunkle, fast arabische Gesicht herübergemendelt, leuchten mich halb skeptisch, halb belustigt an: „Immer der Mulattiera nach!“

Vier Stunden führt sie durch menschenleeres Weide- und Buschland, über Gatter und Drahtzäune, immer wieder an Rindergruppen vorbei. Es ist nun sehr warm geworden, die Tour nicht ohne Mühen. Kopfhoch wilder Fenchel. Baumwollartige Distelblüten. Dornengewächse. Eine Sandvipera auf dem Weg, läßt sich fotografieren, erst dann schlängelt sie davon. Ein Steilgrad. Dahinter abermals Kleinwirtschaft: Parzellen, Wein, sogar kleine Äcker. Terrasserter Anbau, in Gruppen stehen die Männer zusammen, stolz, aber freundlich. Sie wirken wie Brüder des Reiters von vorhin: klein, zäh, wetterzerfurcht. Frauen sieht man kaum. Lange dünne Wasserschläuche kringeln sich über die Böden. Man bietet mir zu trinken an, wir parlieren ein wenig; soweit sich jedenfalls der Dialekt nicht versperrt. Die Landarbeiter kommen aus Geraci und S. Mauro oder aus rudimentären Platzdörfern, die allenfalls durch eine Busstation erschlossen sind. Oft werden sie nur von Schotterpisten erreicht. Ein Torrente, jetzt nahezu ausgetrockneter Flußlauf, blinkt zu mir herauf. Das Bett breit: Während des Frühjahrs stürzen sich Massen Wassers hindurch. Nun sintert bloß ein Läufechen darin. Drüben nimmt mich ein Arbeiter in seinem Fiat 600 mit. Er habe ein Pferd, erzählt er stolz. Wir sind nah den Nebroden, Heimat der zähen, ausdauernden Rasse von San Fratello. Im Sommer leben die Herden quasi frei in den Bergen.

Der Rifugio Miraglia liegt im Laubwald neben der N 289. In dem aus Blöcken errichteten, völlig in Holz eingerichteten Häuschen riecht es nach Räucherei, nasser Holzkohle, Asche und Küche. Forstarbeiter kommen an die Bar auf einen Plausch, auf Caffè, einen Likörwein. Am Wochenende ist die Unterkunft überfüllt: Es gibt nur fünf Zimmer. Aber man trifft sich sommers gern draußen zum Grill. Die ganze Nacht über stürmt es vor der leicht geöffneten Fenstertür hinterm Balkönchen. Meinem Bett gegenüber baumelt eine Normannen-Marionette überm Kamineck.

Die Nebroden sind historisches Gebiet. Im Mittelalter flohen die Küstenbewohner vor sara-zenischen Piraten hierher. Lombardengeschlechter siedelten sich an. Und am Nordrand der Berge wurden die Araber von den Normannen geschlagen. Die Nebrodi selbst - nach „cebro“=„Hirschkalb“ - sind mit ihren dichten weiten Wäldern, den ausgedehnten Wiesen, vielen Bachläufen und Quellen Wildgebiet seit je. Nur einige Abhänge und Grate haben die heftige Felsdramatik der Madonie. Mein Paß ist nur anfangs asphaltiert. Der Gipfelbereich des Monto Soro fettschwarz dräuend verpackt. 30 km sind zu gehen, und Unterkünfte gibt es nicht. Es ist kühl. Doch gibt es alle paar hundert Meter wundervolle Panoramen: Durch ein nahezu glühendes Grün drückt sich der Ätna in den Horizont. Ganz dicht daneben gleißt die Sonne. Der Weg wird Schotterpiste. Jeepspuren. Bisweilen Gatter. Manchmal Verhaue, Einfriedungen, Vieh. Eine Woge fast schwindelerregenden Selleriedufts. Der Biviere di Cesarò, langgestreckter künstlicher See. Und am anderen Ufer endlich Pferde: In der grasigen Senke zwischen den Waldhängen drüben. Ich muß lachen: Manche in der Herde haben Kuhglocken um. Zu meiner Linken ist unten ein Flecken vor einen klaren, hart aufragenden Felsberg geduckt. Mein Weg schlängelt sich an Brunnen vorbei dem Monto Pojumoru zu, führt hoch über den Berg. Wälder aus Eichen und Buchen. Manchmal Fichten. Die endemische Nebrodi-Tanne wächst hier allerdings nicht; nur in den Madonie sind letzte Exemplare kultiviert. Nach Stunden lange ich am asphaltierten Endstück der Paßstraße an, folge ihr noch, dann nimmt mich ein Jeepfahrer mit. „Ich möchte nach Floresta, ins Hotel Santacroce.“ Der Fahrer lacht nur: Tue ihm leid, das sei geschlossen. „Am besten, Sie kommen bis Randazzo mit.“

Kaum biegen wir in die N116 - eine besonders im Auto atemberaubende Strecke -, wird die Landschaft karstig, verfelst. Oft nur Baumgruppen. Selten ein Wald. Statt dessen Steine und Flechten und Gras. Öde. Hinter dem karg-strengen Hirtenort führt die Straße großzügig talwärts. Abermals Wälder. Der Vulkan rückt deutlich nah. Doch erst am Fuß der Nebroden, dort, wo die Ätna-Hänge beginnen, beherrscht er tatsächlich Geologie und Kultur: Das barocke Randazzo ist aus schwarzem Lava erbaut. Nichts erinnert mehr an die spröden Orte der Gebirge. Catanias architektonische Fantastik atmet schon hier. An den Straßenecken alte Männer und Muschelverkäufer. Caffè und Avena in der Bar an der Busstation, Fotografien von Vulkanausbrüchen schmücken sie und Püppchen in Hochzeitskleidern.

Eine Umrundung des Vulkans mit der Circumetnea gehört zu den eindrucksvollsten Ausflügen, die man auf Sizilien unternehmen kann: Die Schmalspurbahn durchfährt Lavafelder; wie erstarrte Zungen stecken hochgetürmt-bizarre Massen in zerstörten Häusern. Es geht durch Weinbaugebiete, erreicht aber keinen der dichten Eßkastanienwälder, in die man hier frühmorgens sammeln fährt. Doch auf den Lavawüsten gedeihen sehr begehrte Pilze. Wir fah-

ren an von Feigen prallen Kakteenkulturen vorbei, durch ein Meer blauer Hibiskuswogen, und kommen zwei Stunden später, es ist dunkel geworden, in meiner sizilischen Lieblingsstadt an: Der manierierte Barock Catanias, die schäumenden Düfte, das üppige Glitzern. Diese Stadt ist seit je für mich voll entgrenzter Fantastik. Besonders aber jetzt, nachts, als ich auf der Empore des Traumparks Bellini zum Ätna hinauf- und hinüberschaue. Denn das halbe Firmament steht rosa in Flammen. Leuchtend himbeerfarben wälzt sich Lava den Osthang hinab. Fast eine Stunde steh ich fassungslos da. Dann tauch ich weg in die flanierende, enorm jugendliche Menge auf der Via Etnea, durchschwimme den Corso und tauche in die Gassen Richtung teatro Bellini. Nahbei gibt es frische Seeigel zu essen und ein delikates Schwertfisch-Carpaccio, mit zerstoßenen Pistazien bestreut. Um Arbeit zu finden, verlassen die jungen Sizilianer ihre Heimat oft. So ist das Inland überaltert. In den Universitätsstädten Catania, Agrigento, Palermo fällt Jugend deshalb so auf. Ein zynischer Spötter schrieb einmal, auf Sizilien laute das Wort für Arbeitslosigkeit „emigrazione“.

Bereits um acht bin ich nächstentags auf dem Vulkan; habe mir einen Wagen genommen und bin über das Örtchen Nicolosi bis an den Rifugio Sapienza gefahren, von wo aus eine Seilbahn weitere 600 m hinaufführt. Danach gehen nur noch robuste Kletterbusse, oder aber man spaziert die nächsten 300 m zum torre del filosofo, an überwälzten, umgeknickten Seilbahnmasten vorbei, an ausgebrannten Hausruinen, über Pisten dünnen Lavasands, immer durch bizarre wuchtige Aufschäumungen erstarrten Magmas. Das Meer glimmt, östlich, verhalten blau, und auch Innersizilien, westlich, wogt: Wellen aus Wolken und Bergen. Über die Ätnakrater, oben, jagt Watte aus Eis und Dampf. Ein enorm kalter Wind schlägt durch meine Jacke. Man muß sich ihm schräg entgegenstemmen. Der Bergführer führt unser Grüppchen über die Absperrung unterhalb des Südost-Kraters hinweg zu einem frischen Lavagrat. „Das ist von gestern abend. Fühlen Sie, es ist noch warm.“ Jemand räumt zwei drei Magma- steine beiseite, stopft ein Papiertaschentuch in die Lücke, es fängt zu kokeln, schon zu brennen an. „Und weiter hinauf?“ „Lassen Sie’s bleiben. Es ist zu gefährlich. Sie werden sowieso nichts sehen, das Wetter ist zu schlecht.“ Ich mache mich trotzdem auf, ziehe die Mütze in die Stirn, sogar die Ohrenschützer klapp ich runter. Dann stapf ich los, vorgebeugt, die schwarzen Wege entlang durch ein Meer tuffigen Gesteins mit schwefelgelben Katzensgoldflecken. Ganz selten noch, festgekrallt, spirriges Buschwerk, paar Flechten. Nach drei Viertelstunden zweigt ein Pfad rechts ab, den Kraterrand hinauf. Schwefelkissen schütten sich darüber aus. Ich ahne das Grollen und Grumpfen. Im Frühjahr hatte ich den Alten zischen und fauchen gehört wie eine warnende Schlange. Nun brüllt sich Sturm darüber weg. Nicht leicht, sich gegen ihn weiterzustemmen. Immer wieder werf ich bedenkliche Blicke Richtung Krater. Kein Mensch

scheint mehr in meiner Nähe zu sein, längst der letzte Rifugio außer Sicht. Da bin ich eigentlich beruhigt, als ich, in einem plötzlich Nebelwurf weit über mir, einen zweiten Wanderer sehe: Eine schmale, auf den Stock gestützte Silhouette in wie Stoffbahnen beiseitegeschlagenem Dampf. Schon ist sie wieder untergegangen. Ich steige voran, es wird sehr steil, der Wind haut mich gegen den Berg. Mein Pfad dreht sich in den Paß zwischen den Kratern. Bin ich oben? Da stehen zwei alte gegerbte Männer und zwischen ihnen sitzt eine junge Frau, Mädchen fast noch, und weint. Man kann es nicht hören im Getöse, aber auf ihren Wangen sind Tränen gefroren: weißlich glitzernde Bahnen aus Eis. Wir schreien uns gegenseitig Begrüßungen zu. Einer der Männer stapft voran, winkt uns hinter sich her, das Mädchen kreischt, will nicht weiter. Ich denke, der kennt sich schon aus, folge ihm an den Kraterrand. „Die Bocca Nuova!“ schreit er. „Und da,“ schwingt den Stock, „der Zentralkrater!“ Man sieht den aber in der Waschküche kaum. Heißer Dampf, Schwefel, Nebel und Wolken nicht mehr voneinander zu trennen. Das eiskalte Heulen hat Abhang und Abgrund, Krater und Sandwand zur weiß-viskosen Masse verpreßt. Wir haben den Weg verloren. „Hier lang!“ Stur stapft er geradewegs in den Krater hinein. Das Mädchen brüllt. Eine Bö zerfetzt die Masse, gibt den Blick sekundenlang frei, der sture Mann kehrt endlich um. Schon sieht man wieder nichts. Bis der Sturm in einer queren breiten Fläche überm Kamm jagt und das Panorama abermals aufreißt: Nicht weit von uns rutscht eine weite Aschenbahn die Mondlandschaft hinab, und unten, sehr klein, ist ein Jeep zu sehen. Keiner von uns gibt zu, wie erleichtert er ist. Bis zu den Knöcheln sinken wir in den Lavasand. Man stapft wie durch Schnee. Ein kleiner Trupp kommt uns entgegen, die verummten Männer grüßen, kämpfen sich ihrerseits hinauf. Ich trenne mich von meiner Gruppe. Händeschütteln. Grußwünsche. Zurück durch die Basaltwüste zum torre del filosofo, von dem nur ein Philosoph wissen kann, weshalb er so heißt: Vergil habe, so geht die Legende, im Ätna den Freitod gesucht. An dieser kargen Einkehrstätte aber kaum. „Na“, spottet der Bergführer, als ich den umgebauten Hänger betrete, „oben gewesen?“ „Dramatisch wars...“, ich reibe meine Hände, puste hinein „...bekomm ich einen Caffè?“ Immer wieder kommen Leute in den Rifugio, schlagen sich die Kälte aus den Klamotten, fassen es nicht, daß man jetzt unten, in Catania, auf der Straße sitzen und eine Granita di Mandorla löffeln könnte. Als genug zusammensind, bringt uns der Kletterbus bis zur Seilbahnstation hinab. Dort pack ich mich aus, steige ins Auto und fahre meiner Granita entgegen.

---

Oktober und November 1998.  
Auf Sizilien und in Berlin.  
ANH